

Alina Lindermuth

**DIE  
WAHR  
SCHEIN  
LICHKEIT  
DES  
ZUFALLS**

Roman

**TEXT/RAHMEN** *Taschen*

## SENSATION

Sie erwachte aus einem fernen Schlaf, dicht gefüllt mit fantasievollen Kinderträumen, als würde sie durch warmen Honig in den Morgen hinauftauchen.

Schon mit dem ersten Augenaufschlag spielte ein Lächeln um Fridas Lippen. Es galt dem tiefblauen Himmel draußen vor den Fenstern und den unendlich anmutenden Sommerferien, die vor ihr lagen. Das Geschoss des Stockbettes über ihr war leer. Anton, ein Frühaufsteher, wie er war, musste längst auf den Beinen sein. Von unten hörte Frida das feine Klirren von Frühstücksgeschirr, das beim Gebrauch sachte aneinander gestoßen wurde.

Es war einer jener Sommermorgen, dessen verrauchender Nachtnebel die Rücken und Rinnen der umliegenden Berge fein detailliert hervortreten ließ. Die Gesteinsformen der nackten Felsgipfel über der Baumgrenze waren durch die klare Luft weiter oben gestochen scharf zu erkennen und bildeten einen wie mit Bleistift gezeichneten Kontrast zum tiefblauen Himmel. Dort, wo die Bergspitzen diesen streiften, gehörte der Boden schon zu einem anderen Land.

Frida zog sich im Laufschrift ein kurzärmliges Leiberl über und sauste die Treppe hinunter, immer zwei Stufen auf einmal nehmend. »Schlafmütze«, bellte Fridas zwei Jahre älterer Bruder ihr entgegen, als sie sich an den Tisch setzte. »Dafür hab ich schon dein Milchbrot gegessen!« Die Eltern überhörten entspannt das Feixen, Papa trank einen Schluck Kaffee, Mama legte Frida ein neues Milchbrötchen auf den Teller.

Noch kauend liefen die Kinder barfuß über die alte steinerne Terrasse hinaus, der Morgensonne entgegen. Hin zu all den Abenteuern, die dieser Tag wohl für sie bereithalten würde. Frida lief schnurstracks zum Zwetschkenbaum, der bunt behängt mit allerlei nützlichen Kleinigkeiten als ihr persönliches Hauptquartier fungierte. Über den alten Narben des unteren Stammes fand sie mit ihren kleinen Füßen und geübten Schritten mühelos Halt und erreichte sogleich, halb im Sprung, den oberen Wipfel des Baumes. Dort verzweigten sich die Äste vom dicken Stamm aus in alle Himmelsrichtungen. So war in der Mitte ein natürliches Podest entstanden, das mit etwas Fantasie einem Thron sehr nahe kam. Aus dünn geflochtenen Seilen hatte Frida mit Papa einen Flaschenzug gebaut, mit dem sie in einem Kübelchen kleinere Gegenstände nach oben befördern konnte. Außerdem hatte Frida mehrere alte Schüsseln aus der Küche in geeigneten Astgabelungen verkeilt, in denen sie ihre Schätze aufbewahrte: drei frische Walnüsse, eine Handvoll besonderer Steine aus dem nahe gelegenen Bach, zwei Entenfedern und einen frühen Apfel,

der herzförmig vertrocknet war. Frida verbrachte Stunden auf diesem Baum, entweder mit dem weiteren Ausbau ihres Lagers beschäftigt oder aber mit einem kleinen Stapel Kinderbücher, die allesamt noch Bilderbücher waren.

»Mama, Papa, Frida! Kommt mal schnell her!«, schrie Anton am späten Vormittag aus dem alten Stall neben dem Bach herauf, der bis auf ein paar Hühner und Enten leer stand. Hinter dem Haus der Familie fiel eine Wiese ab, die am Ende von einem kleinen geschwungenen Bach begrenzt wurde. Der Stall war in dieser Bachbiegung schon vor Jahrzehnten errichtet worden, lange bevor die Familie im angrenzenden Garten ein Haus gebaut und sich dort niedergelassen hatte.

»Kommt endlich!«, schrie Anton nun lauter und war schon wieder zurück in den Stall gelaufen. Frida sprang mit einem Satz von ihrem Zwetschkenbaum und lief dem Schreien ihres Bruders entgegen. Sie rannte die Wiese hinter und war schon im Laufen begierig auf eine mögliche Sensation, die Anton mit der Aufregung in seiner Stimme angekündigt hatte.

Frida betrat den kalten Steinboden des Stalles und musste einen Moment warten, bis sich ihre Augen an die Dunkelheit im Inneren des alten Gemäuers gewöhnt hatten. Anton kniete ganz hinten im ehemaligen Ziegenstall. Die kühlen Räume hatten eine tief hängende Decke und dicke weiß getünchte Wände. Die finsternen Winkel der feuchten Stallungen konnte selbst eine Reihe heißer Sommertage nicht erwärmen. Eine hölzerne Türe führte in einen kleinen Vorraum, von dem aus man, einem Flur ähnelnd,

drei Kleinställe für verschiedene Tiere begehen konnte. Der Ziegenstall stand leer, nur links und rechts davon lebte eine Gruppe Hühner samt Hahn und Enten samt Erpel.

Frida schlich sich vorsichtig an Anton heran und sah, dass er vor dem Nest einer Ente hockte, die sich unter dem leeren Futtertrog eingenistet hatte. Alle hatten längst gedacht, dass das Nest voll mit faulen Eiern wäre.

War es nicht.

Aus der kleinen aus Heu, Stroh und Zweigen geformten Festung lugten unter den Federn der aufgeplusterten Mutter vier daumengliedgroße löwenzahngelbe Köpfchen hervor. Hier und da war ein feines Piepsen zu hören.

»Sieben Küken«, erklärte Anton fachmännisch und musste schon wieder den Klügeren, weil Älteren raushängen lassen. »Die Mama war gerade beim Bach unten, da bin ich herein und hab sie gesehen.« Er verschränkte seine dünnen Arme vor der Brust. »Aber angreifen darfst sie noch nicht, hast gehört, Frida?«

Sie war gerührt von den winzigen rosa Schnäbeln und der Feinheit des gelben Flaums.

»Weiß ich ja selbst!«, antwortete sie trotzig und war kurz ein wenig hin- und hergerissen zwischen Beleidigtsein und dem Wunsch, Anton zu fragen, ob er ihr nicht doch ein Küken zum Streicheln aus dem Nest fischen könnte. Aber der fachsimpelte mit seinen ganzen acht Jahren Lebenserfahrung schon weiter wie ein Großer: »Und hinter dem Nest, da liegt ein Totes. Das hat sicher was gehabt. Eine Krankheit, glaub ich.«

Schockiert über diese Nachricht wich Frida zurück, Anton blieb am Nest hocken, aber auch er traute sich nicht, das tote Küken hervorzuholen.

Die Entenmutter ließ die Kinder keine Sekunde aus den Augen, skeptisch wandte sie ihren glatten braunen Kopf zwischen den beiden Eindringlingen hin und her. Als Mama und Papa endlich auch zum Stall herunterkamen, befanden sich die Geschwister schon in einer regen Diskussion, wer für welches und vor allem wie viele Entenküken einen Namen aussuchen dürfte.

»Das gibt's ja nicht!«, rief Mama, als sie sah, welche Überraschung sie erwartete. Papa lachte nur und meinte: »So faul können die Eier also doch nicht gewesen sein. Schaut Kinder, jetzt habt ihr eine schöne Aufgabe für die Sommerferien!«

Papa sollte recht behalten, denn der Entenfamilienzuwachs sollte noch Auslöser für so manches Abenteuer in jenem Sommer werden.

Gegen Mittag war die allererste Aufregung um den gefiederten Nachwuchs verflogen und das tote achte Küken vergraben. Außerdem waren bereits zwei Handgreiflichkeiten unter den Kindern ausgefochten und wieder beigelegt, die sich darum gedreht hatten, wer das aus Zweigen gebundene Kreuz in das Entengrab stecken durfte.

Es war Samstag. Die Eltern waren ebenso entspannt wie die Kinder, die über die neunwöchigen Sommerferien längst die Anordnung der Wochentage vergessen hatten. Immer wieder liefen sie zum Stall hinunter, um nach den Enten zu sehen, und waren begierig darauf, dass die Entenmutter das Nest verließ.

Frida war ein aufmüpfiges Kind. Sie hatte im gerade vergangenen ersten Volksschuljahr beträchtlich weniger lachende Gesichter in den Betragenskalender eingetragen bekommen als die meisten anderen der neun Schüler in der Klasse. Gestört hatte sie daran jedoch nur, dass sie oft ohne *Milka-Naps*-Schokolade nach Hause gehen musste, die als Belohnung fürs Bravsein ausgeteilt wurde. Die Gesichter an sich scherten Frida kaum. Und eigentlich war es ihr überhaupt ein Rätsel, wie die Klassenlehrerin dazu kam, ihr an manchen Tagen ein lachendes Gesicht einzutragen und an anderen nicht. Die Schultage waren lang und spannend, und sie hatte keinen Überblick, ob sie mit ihrer Sitznachbarin besonders viel geratscht hatte, eine Rechnung an der Tafel außerordentlich schnell lösen konnte oder mal wieder mit den Buben beim Patschenschmeißen erwischt worden war. Die Zeit war eine unendliche Kette aus schwer voneinander abzugrenzendem Lob und Tadel, und die lachenden Gesichter zeigten sich für Frida völlig willkürlich. Doch wie die meisten Kinder liebte sie Schokolade.

Trotzdem war sie eine gute Schülerin gewesen in diesem ersten Schuljahr, hatte sich die Buchstaben und deren Schreibweise schnell gemerkt und konnte sich Zahlen gut vorstellen. Doch dafür gab es keine Belohnung in Form von Süßigkeiten.

Gegen Abend zerrte Anton unter Aufwendung all seiner Kräfte einen schweren dunklen Stein aus dem Bach und erklärte schon von Weitem, er würde jetzt ein Becken für

die Küken bauen. Doch dafür brauchte es zuerst einen Staudamm.

Mama las auf der Terrasse die Zeitung, Papa schraubte an der Motorsense herum, deren Dienste langsam wieder gebraucht wurden.

Frida blätterte auf ihrem Baum in einem Buch, das mit großen gezeichneten Bildern und wenigen Worten die Geschichte einer Fuchsfamilie erzählte. Nebenbei fieselte sie die hauchdünne gelbe Haut von frischen Walnüssen, deren weiße Nusskerne in diesem Reifestadium herrlich süß schmeckten. Wenn sie sich jedoch zu sehr in die Geschichte hineinziehen ließ und beim Abziehen der Nuss-haut schlampig wurde, verzog sie das Gesicht zu einer Grimasse. Die gelben Häute waren so bitter, dass es Frida davon die Nackenhaare aufstellte.

Ihre Knie waren grün und braun vom Gras, in das sie mehrfach während der Auseinandersetzung mit Anton gefallen war, ihre Finger gelblich orange vom Häuten der Nüsse. Sie, die sonst aufgeregt, schnell und laut war, wurde ganz ruhig bei dieser Beschäftigung, über die Papa einmal lachend gesagt hatte: »So einen Nusskern abzuschälen ist ja schwieriger als Mäuse melken.« Daraufhin hatte er einen frischen Nusskern als Ganzes gegessen und den bitteren Brei Sekunden später in hohem Bogen wieder ausgespuckt. Frida hatte sich auf ihrem Baum vor Lachen gebogen und an einem dicken Ast festhalten müssen, um nicht hinunterzufallen.

## SONNTAG

Sie erwachte von dem lauten, trommelnden Geräusch, das der Platzregen auf den schrägen Dachfenstern verursachte. Nicht, weil sie ausgeschlafen war.

Frida blinzelte durch das gräulich erhellte Schlafzimmer und stöhnte auf unter den Kopfschmerzen, die sich einem Indianerpfeil gleich durch ihren Schädel zu bohren schienen. Sie schmeckte Rauch und abgestandene Luft in ihrem trockenen Mund und spürte, wie ausgelaugt sie war.

Was für eine Nacht. Ihr Smartphone zeigte 11:50 an. Sie erinnerte sich vage daran, nachts noch einen Wecker für zwölf Uhr mittags gestellt zu haben. Er würde sich bald ohrenbetäubend und den Kopfschmerzen sicherlich noch zuträglich bemerkbar machen. Mit einem schnellen Wischen über das Glasdisplay schaltete sie ihn aus.

Auf dem Weg ins Badezimmer sah Frida, dass sie sich nachts – oder war es doch schon morgens gewesen – quer durch die ganze Zweizimmerwohnung ausgezogen hatte. Obwohl sie offensichtlich alleine nach Hause gekommen war. Oder vielleicht gerade deshalb.

Noch im Vorraum häufte sich auf den Schuhen ihre schwarze Hose, das schwarze T-Shirt mit den Rosen dar-

auf lag auf der Anrichte der Küchenzeile, der BH auf dem Teppich mitten im Raum. Ein weiteres textiles Häufchen lag zusammengesunken auf dem Schreibtisch, auf dem sich auch Schichten von Papierbögen, Büchern und anderen Unterlagen stapelten. Frida war erstaunt über den Zustand ihrer Wohnung und musste schmunzeln, während sie versuchte, das Gesehene mit ihren verwischten Erinnerungen in Einklang zu bringen. Doch allzu schnell meldete sich der Kater zurück. Sie stieg unter Seufzen in die Dusche und drehte heißes Wasser auf.

27 ungelesene Nachrichten. 4 Anrufe in Abwesenheit. Mit dem vom Vorabend übrigen Schinken-Käse-Toast im Bauch, geduscht und in einer wieder halbwegs geordneten Wohnung schaltete Frida ein wenig beunruhigt und mit wiederkehrenden Kopfschmerzen hinter der Stirn den Flugmodus ihres Handys aus.

### **WhatsApp**

#### **Wiener Ladies**

**Julie 01:02:** Wo bist du denn hin, Frida?

**Frida 01:20:** Wo seid ihr? Ich bin auf der Tanzfläche!

**Clara 01:27:** Julie und ich gehen noch einen Spritzer holen. Komm zur Bar!

**Julie 02:13:** Thomas ist da. Geh mit ihm was trinken.

**Clara 02:18:** Super. Frida, wo bist du?

Der Chatverlauf ging noch einige Male zwischen den drei Mädchen hin und her und umzeichnete grob die Nacht,

die sie nach einer Reihe Gin Tonics bei Julie in der *Prater-sauna* verbracht hatten.

Es war so gegen zwei Uhr gewesen, als ein junger Mann auf die Gruppe zukam und Frida etwas ins Ohr flüsterte. Sie hatte sein Gesicht erkannt, aus einem Kurs vom Wirtschaftsstudium, *Accounting und Management Control III*. Vor ein paar Wochen hatten sie sich dort kurz unterhalten. In erster Linie deshalb, weil Frida ihren Taschenrechner vergessen hatte und mit einer Online-Aufgabe noch einen Zusatzpunkt ergattern wollte. Der konnte am Ende über Leben und Tod entscheiden. Der Student hatte ihr seinen Taschenrechner ohne zu zögern mit einem breiten Lächeln geliehen.

»Wärscht du so nett und würdest mir noch mal die Unternehmensbewertung erklären, wenn ich dich auf einen Spritzer einlade?«, fragte er sie jetzt in gestelztem Wienerisch und blickte dabei unschuldig wie ein Schaf am Salzleckstein.

Er sah nicht allzu schlecht aus und hatte etwas Spitzbubenhaftes an sich. Außerdem war Frida müde vom Tanzen und durstig nach dem versprochenen Weißwein mit Mineralwasser, also folgte sie ihm durch die Menge an die Bar. Dabei ignorierte sie sowohl die obszönen Gesten, die ihre Freundinnen ihr ungeniert und maßlos übertreibend hinterherschickten, als auch ihr eigenes Fremdschämen für den unterirdisch schlechten Anmachspruch.

Stunden später saßen Frida und der Taschenrechner-Student im ersten Stock des Clubs auf einem Sofa und un-

terhielten sich. Das fragmentierte Gespräch drehte sich mehrheitlich um die Uni, primär die *AMC-III*-Prüfung. Nicht, weil Rechnungswesen und Unternehmensbewertung so spannend waren, sondern vor allem in Ermangelung besseren Gesprächsstoffs. Was schon mal nichts Gutes bedeutete.

Es dürfte der dritte Spritzer und schon sehr spät gewesen sein, als sich der mit jedem Glas hübscher gewordene Student gekonnt elegant zu Frida herüberbeugt und sie auf den Mund geküsst hatte. Direkt, fordernd und sogar mit Leidenschaft, sofern sie das durch den dunstig-trüben Schleier noch beurteilen konnte. Sie ließ sich auf den Kuss ein, weil sie Männer mochte, die fordernd und nicht schüchtern waren. Und weil sie das Gefühl hatte, für ihr Alter schon viel zu lange nicht mehr geküsst worden zu sein. Der Kuss schmeckte säuerlich nach Wein und roch nach einer Mischung aus Zigarettenrauch und Parfüm, das wohl viele Stunden zuvor in irgendeiner Wiener Studenten-WG aufgesprüht worden war.

Frida sah aus dem Fenster, um ihre Augen zu entspannen. Die Kopfschmerzen schienen mit jeder gelesenen Nachricht stärker zu werden. Es regnete noch immer in Strömen – typisches Wiener Herbstwetter. Triefend vor Grau und Nässe, wie ein alter Fußabstreifer vor einem verlassenen Haus.

Der Student, dessen Namen sie auch heute nicht wusste, hatte Frida später schließlich zur Garderobe begleitet. Er war drauf und dran gewesen, sie sowohl auf die

Uber-Fahrt als auch auf eine Nacht bei sich einzuladen. Sie war nicht abgeneigt gewesen. Schon alleine deswegen, weil sie sich nach körperlicher Nähe sehnte und ihr diese Sehnsucht schmerzhaft vorkam. Doch sie war auch nicht wirklich vollends enthusiastisch. Daher hatte sie schließlich nur ihre Nummer in sein Handy eingespeichert, ihn zum Abschied geküsst und war dann am Praterstern in den Nachtbus gestiegen.

Heute war Frida erleichtert über diese nächtliche Entscheidung. Es hätte auch anders ausgehen können. Früher war sie öfter mal, rein aus Neugier, mitgegangen. Doch diesmal hätte sich zu viel Sehnsucht mit dem Forschergeist vermischt. Etwas hatte sich verändert in letzter Zeit.

Frida wusste mittlerweile recht genau, was in solchen Nächten zwischen ohrenbetäubenden Bässen und dem Wiener Morgengrauen so passierte. Reine Neugier war das nicht mehr.

Frida schüttelte angewidert ihren schmerzenden Kopf über diese offensichtlich aus den Worten geschälte Naivität und ärgerte sich.

Sie kochte Wasser auf dem schwarzglänzenden Ceranfeld und betrachtete die beiden Teebeutel, die kurz auf der siedenden Wasseroberfläche trieben, bevor die Kräuter durchtränkt waren und die dünnen Netze mit sich in die Tiefe zogen.

Mit dem Tee in der Hand ging sie zum Schreibtisch und suchte eine papierfreie Stelle, auf der sie die Tasse voll tiefender Gedanken abstellen konnte. Sie suchte das Chaos mehrere Augenblicke lang ab. Die Unterlagen ka-

tapultierten Termine, Prüfungsfragen, Lernaufgaben und Erinnerungen an so manchen Tag in der Unibibliothek in ihr Hirn. Sie seufzte und stellte die Tasse auf eine durchgerechnete Musterklausur, die ihr, wäre sie eine Prüfung gewesen, einen glatten Fleck eingebracht hätte.

Das warme Licht der Schreibtischlampe vertrieb ganz allmählich das Grau des Sonntags, und der Kräutertee schmeichelte sich bei ihrem Kater ein. Sie suchte Ordnung in den bedruckten und beschriebenen Papieren und fand schließlich den zugeklappten Laptop unter einem Stoß Kostenrechnungen, in dem auch ihr Taschenrechner lag. Sie lachte auf.

Frida zwang sich auf die Online-Lernplattform der Uni, wo ihr zwölf unerledigte Aufgaben angezeigt wurden. Zwei fällig bis Dienstag. Sie entschied sich für *Italienische Wirtschaftskommunikation* und begann, einen Text über die ligurische Schuhindustrie zu lesen. Im Anschluss fasste sie ihn auf Italienisch zusammen. Die Sprache war ihr noch aus Schulzeiten geläufig. Und außerdem hatte es einmal jemanden gegeben, der Halbtaliener war.

In der U2 war es zu warm für diese Jahreszeit. Frida knöpfte ihren schwarzen Übergangsmantel auf und klemmte sich dafür ihr Buch zwischen die Knie. *Der Glaspalast*. Sie hatte es zu Hause in Kärnten nach über zehn Jahren wiedergefunden und las es nun aus einer neuen Perspektive. Es war immer noch Burma.

Vielleicht war es diese unnatürlich gebückte Haltung, die Wärme im U-Bahn-Waggon oder aber der dunkelhaa-

rige Hinterkopf eines großgewachsenen Mannes. Ähnlich dem Kopfschmerz am Morgen durchfuhr Frida in diesem Moment ein Gedanke, ein messerscharfes Bild des letzten Abends. Es war das Gesicht des namenlosen Studenten, der kurz vor seinem ersten gewagten Kuss etwa zwei Handbreit vor ihrem Gesicht innegehalten hatte. Es war das Aufleuchten von Hautfarben vor schwarz bemalten Wänden im Licht des Stroboskops. Sie erinnerte sich an die wachen Augen und die zerzauste Frisur. Und obwohl sie wenige Stunden zuvor so erleichtert darüber gewesen war, ihm nicht aus der *Sauna* hinaus gefolgt zu sein, fühlte sie jetzt eine kleine Aufregung in der Magengegend.

»Nächste Station, next Stop: Museumsquartier«, gab die U-Bahn-Durchsage feierlich bekannt, und Frida stieg aus, während sie den *Glaspalast* in ihrer linken Manteltasche versinken ließ.

Sie war seltsam aufgeregt durch ihre Gedanken. Auch dann noch, als sie nach dem kurzen Spaziergang über die Gumpendorfer Straße in das gut beheizte *Café Phil* eintrat. Clara und Julie saßen dort schon an einem kleinen Tisch und winkten ihr zu.

»Und, ist da noch was gegangen gestern?«, fragte Julie später, als drei Melangen auf dem wackeligen Tischchen zwischen ihnen standen.

»Nein, mich hat's irgendwie nicht mehr gefreut«, sagte Frida.

»Wieso das?«, baute sich Clara ein. »Der war ja eh ganz lieb.«

»Naja, schon. Aber es hat mich einfach nicht mehr gefreut.«

Die Mädchen redeten über die Nacht in der *Pratersauna* und über die Leute, die sie dort getroffen hatten. Sie tranken ihre Kaffees abwechselnd mit kaltem Wasser, das ihnen der Hipster-Kellner mit Vollbart und gütigem Blick in einer alten Gin-Flasche servierte.

Sie redeten und redeten, lasen Zeitung zwischendurch. Frida in ihrem Buch, ohne sich auf die kleinen schwarzen Buchstabenreihen konzentrieren zu können. Immer wieder blitzte das Gesicht des Studenten zwischen den Zeilen und im zerfallenden Milchschaum der Melange vor ihr auf.

Es war schon finster, als die drei langjährigen Freundinnen das wohnzimmerartige Kaffeehaus verließen und sich an der Türe verabschiedeten, um in drei verschiedene Richtungen aufzubrechen.

Frida ging zurück über die Gumpendorfer Straße, die feucht und schwarz im fahlen Laternenlicht glänzte. Sie war froh, zumindest einen Teil des Sonntags so verbracht zu haben, dass dieser nicht seine ganze graue Einsamkeit zeigen konnte.

Sie vertrieb die Geschichten der vergangenen Nacht sowie die Gedanken an die kommende Woche mit Seiten über burmesische Kriege und folgte dem Protagonisten des *Glaspalastes* durch Südostasien, bis sie spät nachts in einen unruhigen Schlaf fiel.

## SCHWIMMKURS

Der endlose Sommer war voll mit Abenteuern für die Kinder, die sich Tag für Tag einen Schritt weiter über die Grundstücksgrenze hinauswagten. Einen Schritt weiter fort von der steinernen Festung, die sie seit ihrem ersten Bewusstsein kannten und Zentimeter für Zentimeter erkundet hatten. Hinter dem Stall, dort, wo der Bach vorbeifloss, begannen die tiefgrünen Mischwälder, die sich in sanfter Steigung am Beginn und schließlich eng gedrängt wie kurz vor dem Fall an die steiler werdenden Bergrücken der südlichen Alpen drängten.

Frida und Anton verbrachten den Sommer fast ausschließlich im Freien. Nur abends, wenn die Sonne unterging und die Winde des Gebirges auch die heißesten Sommertage in erfrischende Nächte geleiteten, kamen die Kinder zurück ins Haus.

Frida streifte barfuß die feuchten Wiesen am Waldrand hinter der Bachböschung entlang. Sie pflückte Blumen, deren Namen sie nicht kannte und verlor sich im Blütenmeer, während sie der Umgebung fantasievolle Geschichten andichtete. An diesem Tag waren es Wichtelgeschichten, die ihren Ursprung im dicken Märchenbuch

hatten, aus dem ihnen Papa manchmal vor dem Schlafengehen vorlas.

Die Eltern waren meistens in der Nähe, beschäftigt mit Dingen, die Erwachsene tun. Sie bildeten die Besatzung der Festung, bewachten die Eingänge bei Tag und Nacht und waren verantwortlich dafür, dass alles in geordneten Bahnen verlief. Trotzdem, oder gerade deshalb, wurden die Kinder mit jedem Tag einen Fuß breit mutiger und sahen sich die Burgmauern mit zunehmender Neugier auch von außen an.

Manchmal gingen sie eine Lichtung tiefer in den Wald hinein oder einen Acker weiter fort. An besonders mutigen Tagen auch einen Türkenacker, der durch meterhohe Pflanzen jeden, der ihn betrat, nach wenigen Schritten verschlang und leise rauschend von der Außenwelt abschnitt. Und doch, so aufregend diese Welt da draußen schien, so furchteinflößend konnte sie im nächsten Moment schon sein.

Denn der junge Mut war zwar unermüdlich, doch in so manchem Moment auch filigran wie ein Rotweinglasstiell. Zum Beispiel wenn der nackte Fuß in einem Bachwespennest landete oder ein zu hoher Ast beim Festhalten abbrach, der außerhalb der Hörweite der Festung lag. Diese Momente konnten die prickelnde und immer spannender werdende fremde Welt binnen Sekunden zu einem harten, dunklen Ort werden lassen.

So spielten die Kinder zwar in immer größer werdender Distanz zu ihrer Festung, aber immerzu in dem beru-

higenden Wissen, durch die offenen Schlupflöcher jederzeit zurück hineingelangen zu können.

Frida sammelte fäustchenweise hellblaue Wiesenblumen und stopfte sie in den unteren Rand ihres Leiberls, das sie bis zum Bauchnabel hochhielt und so als Tasche benutzte. Sie hatte gerade ein besonders großes Exemplar der blaublätrigen Blumen gefunden und gepflückt, als Anton mit vermeintlichem Indianergeschrei hinter einer hohen Fichte hervorsprang.

»Das sind alles Indianerblumen, die darfst du nicht abreißen. Sofort her mit der Beute!«, zeterte er. Lustig sah er dabei aus, weil die lange Entenfeder, die er in Indianermanier mit einem Gummiband am Kopf befestigt hatte, verrutscht war. Sie stand von seinem linken Ohr ab wie eine kaputte Antenne. Frida lachte ihn aus.

»Blödsinn! Indianer gibt's da gar keine!«, mutig fügte sie hinzu: »Und deine kaputte Antenne ist verrutscht.«

Mehr brauchte es selten, und die Geschwister rollten sich balgend im hohen Wiesengras. Anton im Versuch, die Indianerbeute an sich zu reißen, Frida zu einer Kugel gekrümmt und nach Leibeskräften bemüht, ihre Blumen zu verteidigen. So ging das eine Weile hin und her, bis Frida über eine hervorragende Wurzel der Fichte rollte und sich dabei ein Knie aufschürfte. Die Schreierei ging los.

Frida ließ von den Blumen ab und rannte brüllend mit blutigem Knie über die Wiese zurück, sprang die drei Schritte über die großen Steine an der engsten Stelle des Baches und erreichte kurz darauf die Festung. Dort ange-

kommen erzählte sie Mama mit einer Rotzglocke bis zum Kinn die Tragödie vom Waldrand.

Nach einem Glas Saft, einem Pflaster mit Sternchen darauf und Mamas drohendem Zeigefinger für Anton, der kleinlaut vor dem Küchenfenster vorbeischlich, war alles wieder gut. Die hellblauen Blumen und die indianische Entenfeder aber waren verloren.

Die Entenküken wuchsen schnell und watschelten ihrer gefiederten Mutter von früh bis spät hinterher, immer wachsam und in der Erwartung, von den Geschwistern aus der Reihe gepflückt zu werden wie reife Himbeeren. Frida und Anton vergötterten die Kleinen, badeten sie und benannten sie jede Woche neu. Sie hielten sich die kleinen Vögel an die Gesichter, sodass der feine gelbe Flaum ihre Wangen kitzelte.

An einem ungewöhnlich heißen Nachmittag standen die Kinder im eiskalten Bach, der seinen Ursprung in den kalksteinernen Bergspitzen der Karawanken fand und auf dem Weg ins Tal nur wenig Wärme in sich aufnahm. Sie schleppten große und kleine Steine durch das knöcheltiefe Wasser. Frida durfte beim Staudammbau für die Enten mithelfen, allerdings nur unter der Bedingung, dass Anton bestimmte.

»Nein, da, schau Frida, der Stein kommt dort hinten hin! Der ist viel zu klein für da vorn!«, rief Anton wichtiguerisch und riss mit seinen dünnen Armen an einem großen verkeilten Stein herum. Frida verdrehte die Augen und verlegte ihren Stein von der Größe eines Brotlaibes an

die Stelle, auf die Anton gedeutet hatte. Ihre Zehenspitzen waren schon taub vom kalten Wasser, die Füße dunkelrot. Sie begann, die Geduld zu verlieren.

»Schau her da, so macht man das!«, erklärte Anton stolz und hebelte mit einem vor Nässe schwarz gewordenen Stock den großen Stein aus der Verkeilung. »Siehst, so große Steine braucht man für einen guten Staudamm.«

Frida trug weiter kleinere Steine nach vorne zur Stauwand, mit denen sie die Lücken zwischen den größeren aufzufüllen versuchte. Die Geschwister hatten zuvor schon Steine aus dem zukünftigen Becken beseitigt, das Wasser staute sich schnell auf. Immer wieder riss jedoch der steigende Druck einige Steine mit sich, und die Arbeit der Abdichtung begann erneut.

Anton gab seiner kleinen Schwester weitere Anweisungen: »Geh weiter oben im Bach Lehm und Sand holen!«

»Mag ich jetzt nicht! Geh selbst!«, sagte sie patzig und pritschelte am Uferrand in einem kleinen Wasserbecken, das sich ein wenig erwärmt hatte.

»Du kannst auch gerne was anderes spielen! Aber dafür bist du dann auch nicht dabei, wenn ich die Küken im Becken schwimmen lasse!«, gab Anton sofort zurück. Frida verdrehte noch einmal die Augen, aber diesmal so, dass Anton es nicht sehen konnte. Sie holte einen Kübel aus dem Entenstall und wanderte ein Stück bachaufwärts, wo sich in den Mäandern feineres Material abgelagert hatte. Frida hockte sich in solch eine Bucht und grub mit den Händen im kalten Sand. Als der Kübel fast voll war, entdeckte sie nur wenige Meter entfernt von ihrer Abbau-

stelle eine tote Libelle. Das Insekt lag auf einem nassen Stein. Frida betrachtete den leuchtenden grüngelben Körper des feingliedrigen Tieres und steckte ihn kurzerhand für weitere Forschungszwecke nach dem Staudammbau in die Hosentasche.

Zu den Forschungsarbeiten kam es jedoch nie, und Mama entdeckte unter Ekel und Schrecken Tage später vor dem Wäschewaschen den kleinen verwesenden Kadaver. Die Kinder füllten die Ritzen des Dammes mit Lehm und Sand, in einige größere Löcher steckten sie zuvor Heu aus dem Entenstall. Der Damm füllte sich erneut und hielt dieses Mal stand.

»So, jetzt ist der Staudamm fertig!«, entschied Anton fachmännisch mit knallroten Beinen im mittlerweile knietiefen Staubecken.

»Ja!«, jauchzte Frida und rannte schon los. »Holen wir die Küken!«

Die Entenfamilie schlief friedlich im Schatten des Zwetschkenbaumes. Davon blieb jedoch wenig übrig, als die Geschwister die Küken flink einsammelten und sie unter lautem Geschrei zum Bach hinuntertrugen. Papa kam gerade vom Büro nach Hause und sah sich die Aufregung von der Terrasse aus an. Noch im Anzug folgte er den Kindern.

Anton trug drei Küken in seinem zu einer Tasche nach oben geklappten Leiberl, Frida zwei. Von den ursprünglich sieben Entenküken hatte eines den zweiten Tag nicht überlebt, ein weiteres war spurlos verschwunden. Die Kinder waren der Meinung, es wäre Opfer der schwanzlosen Nachbarskatze geworden.

Die verbleibenden fünf Küken waren entsetzt über ihre Entführung und piepsten vor Angst aus Leibeskräften.

»Hörst, wie sich die Küken aufs Baden freuen, Anton?«, interpretierte Frida falsch. »Ja!«, rief ihr Bruder und verfiel in einen Laufschrift, weil ihm die aufgebrauchte Entenmutter dicht auf den Fersen war und laut schnatterte.

Papa beobachtete die Szene nun amüsiert weiter unten am Bach.

Am Staudamm angekommen rief Anton: »Schau Frida, wir gehen zusammen hinein in die Mitte vom Becken, und dort lassen wir sie dann ins Wasser!«

Frida folgte ihrem Bruder und war froh über seine klaren Anweisungen, schließlich war das nun keine ganz einfache Operation mit der Entenmutter im Schlepptau. Sie spürte kaum den Übergang vom weichen Sommergras auf die spitzen Ufersteinchen und schließlich das eisige Wasser an den nackten Fußsohlen, so aufgeregt war sie. Frida folgte Anton in die Mitte und ließ ihre Fracht, eines nach dem anderen, aus etwas zu großer Höhe ins Wasser plumpsen. Zu Tode erschrocken fanden sich die mutterlosen Küken im kalten, tiefen Wasser wieder. »Schau, wie sich die Küken freuen!«, war Anton sichtlich überzeugt stolz, und Frida klatschte beim Anblick der gelben Küken auf der Wasseroberfläche vergnügt in die Hände.

Die Euphorie hielt jedoch nicht lange.

Das Wasser im knietief gefüllten Becken belastete die Staumauer. Und nach wenigen Augenblicken gab der große Stein, den Anton zwar gut ausgehebelt, aber zu hoch

verankert hatte, dem Wasserdruck nach und rutschte hinter den Damm. Zwei der Küken schwammen gerade in diesem Moment nahe an der Bruchstelle vorbei in Richtung Entenmutter und wurden schnell vom Sog fortgezogen. Problematisch daran war, dass sich etwa fünf Meter hinter dem Staudamm ein kleiner Wasserfall befand. Der Bach grub sich dort tiefer in die Böschung ein, war zerklüftet und schwer zugänglich.

»Anton! Zwei Küken sind weg!«, schrie Frida hysterisch auf und konnte sich vor Schreck kaum rühren. Die Entenmutter hatte mit den übrigen drei Küken die Flucht ergriffen und entfernte sich schnatternd vom Ufer. Anton war schon über den Damm geklettert und der Strömung hinterher gestiegen. Doch als er am Wasserfall ankam, waren die zwei gelben Knäuel bereits in das darunter liegende Becken geschwemmt worden.

»Papa, die Küken schwimmen da runter!«, schrie nun auch Anton mit leicht hysterischer Stimme, als er Papa weiter unten am Bachlauf sah.

Papa hatte schon seine schwarzen Lederschuhe abgestreift und kletterte schnell die steile Böschung hinunter. Mit einem Satz sprang er auf einen großen Stein, von dem aus er, mit einem Bein bis zum Knie im Wasser, die zwei Küken beim Durchschwimmen packen und aus der Strömung herausfischen konnte. Seine Anzughose war bis zu den Oberschenkeln nass, und eines der Küken bekleckerte in Todesangst sein weißes Hemd.

Die Kinder und die restliche Entenfamilie waren dem Bachlauf gefolgt und standen schon oben an der Bö-

schung, als Papa mit den Geretteten wieder hinaufgeklettert kam.

Er lachte beim Anblick der Kinder: »Ist ja nichts passiert!«

Papa setzte die Küken behutsam auf die Wiese, die in wenigen Sekunden zu ihrer Mutter geschossen kamen und dort aufgeregt piepsten, als würden sie von ihrem Abenteuer erzählen. Die Kinder waren zwar sichtlich erleichtert, aber auch etwas beschämt darüber, dass beinahe ein Entenunglück geschehen wäre.

»Kommt jetzt, die Mama hat schon Abendessen gekocht. Den Damm, den bauen wir morgen weiter«, sagte Papa und nahm die beiden an den Schultern.

Es war die tiefste Überzeugung von der Sicherheit der Festung und den überragenden Fähigkeiten ihrer Besatzung, jedwedes Unglück abwenden zu können, die Frida in diesem Moment spürte. Es war kein explizit ausgeformter Gedanke, es war mehr das Wissen um ein Naturgesetz, auf das man in jedem Fall zählen konnte. Es war die Sicherheit der jungen Tage.